

Michael Krüger

Verabredung mit Dichtern

Erinnerungen und Begegnungen

Suhrkamp



SV

Michael Krüger
Verabredung mit Dichtern
Erinnerungen und Begegnungen

Suhrkamp



Erste Auflage 2023

Originalausgabe

© Suhrkamp Verlag AG, Berlin, 2023

Alle Rechte vorbehalten.

Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks

für Text und Data Mining im Sinne von §44b UrhG vor.

Sämtliche Fotos im Kapitel »Strandbad Wannsee«: privat

Umschlagabbildung: Jan Skácel und Michael Krüger in Lucca,

Italien, Juni 1989, Foto: © Isolde Ohlbaum

Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-43139-9

www.suhrkamp.de

Inhalt

Vorwort	7
Wo ich geboren wurde	22
Strandbad Wannsee – <i>Szenen einer Nachkriegskindheit zwischen Nikolassee, Schlachtensee und Wannsee</i>	26
Lehre bei Herbig, das literarische Berlin, Diagonale	128
London	139
Reinhard Lettau	155
Walter Höllerer	162
Klaus Wagenbach	167
Carl Hanser Verlag	176
Meine römischen Winter <i>oder</i> Über das Ende des Neorealismus in Italien	191
Lindos	258
Meine schwedischen Freunde	278
Meine israelischen Dichter	302
The Boys und einige andere	331
Meine (Schreib-)Tische in New York	362
Meine holländischen Dichter	368
Meine polnischen Freunde	389
Glück gehabt. Ein Gespräch mit Knut Cordsen	431
<i>Nachbemerkung</i>	446
<i>Dank</i>	447

Für Ariane

Vorwort

Als ich 2013 den Hanser Verlag in München verließ, in dem ich mein ganzes Berufsleben verbracht habe, dachten viele meiner Kollegen in anderen Verlagen, ich würde nun meine Erinnerungen schreiben, und machten mir wunderbare Angebote. Ich war natürlich geschmeichelt, aber auch, offen gesagt, verblüfft darüber, was sie sich erwarteten. Skandale? Enthüllungen? Beleidigungen? Ratschläge, wie man mit Autoren tunlichst nicht umgehen sollte? Sogar ein ausländischer Kollege war darunter, der offenbar hoffte, das Buch dann als Lizenz an alle Teilnehmer unseres legendären Verlegeressens auf der Frankfurter Buchmesse zu verkaufen.

Ich habe alle freundlichen Angebote ausgeschlagen. Anders als der von mir bewunderte Siegfried Unseld habe ich nie Tagebuch geführt, und anders als mein lieber Freund Klaus Wagenbach war ich nicht in endlose politische Streitigkeiten verwickelt, die zur deutschen Geschichte gehören: RAF, Rudi Dutschke, Ulrike Meinhof und so weiter. Ich habe nichts anderes getan, als mit meinen klugen, umsichtigen, belesenen Kolleginnen und Kollegen den Verlag zu leiten, dessen Geschichte bis 2003 von Reinhard Wittmann aufgeschrieben vorliegt. Natürlich hätte ich meine Version der Geschichte erzählen können, zum Beispiel wie es dazu kam, dass in meiner Zeit der literarische Verlag sehr schnell wuchs: Wie wir den historisch wichtigen, aber völlig maroden Zsolnay Verlag in Wien kauften, in dessen Archiv im Keller nur noch die Mäuse tätig waren; sie fraßen sich durch eine wie durch ein Wunder erhaltene Korrespondenz und hatten schon große Teile der Verträge von Graham Greene und John Le Carré angefragt; und wie wir später auch den noch älteren Deuticke Verlag kauften, in dem einstmals die Bücher

von Sigmund Freud und Karl Popper erschienen; wie wir beide Verlage in den alten Räumen (mit dem alten knarrenden Parkett und den alten zugigen Fenstern) in der Prinz-Eugen-Straße im IV. Bezirk zusammenführten und mit vereinigten Kräften einen robusten Verlag daraus formten (der in manchen Jahren wegen der ungebremsen Schreiblust von Henning Mankell zu platzen drohte); wie eines Tages Renate Nagel anrief, weil sie ihren Verlag Nagel & Kimche in Winterthur aus gesundheitlichen Gründen in andere Hände übergeben wollte und sich unsere Hände ausersehen hatte – die auch zugriffen; wie wir den Hanser Kinderbuch-Verlag gründeten, der durch viel Arbeit und etwas Glück unmittelbar nach der Gründung bereits »erwachsen« war; wie schließlich, nach dem Fall der Mauer, Hanser Berlin entstand. Ich hätte von meiner dreißigjährigen Herausgeberschaft der Zeitschrift »Akzente« erzählen können, meiner schönen und anstrengenden Droge am Wochenende. Und natürlich hätte ich auch bemerkenswerte Interna aus dem dtv, dem Deutschen Taschenbuch Verlag berichten können, der einmal ein Dutzend Gesellschafter hatte, von denen drei übriggeblieben sind. Ja, und in diesen Geschichten wären natürlich auch alle ausländischen Verleger und Lektoren vorgekommen, mit denen wir zusammengearbeitet haben (und von denen viele schon tot sind), eine wunderbare Gesellschaft von Käuzen und Eulen, ein herrliches Bestiarium, in dem (für mich) die Emigranten eine besondere Rolle gespielt haben: der dicke François Erval, ein aus Ungarn stammender Jude, der gleichzeitig in mehreren Sprachen reden, lesen, essen, trinken und rauchen konnte und für den großen Verlag Gallimard in Paris arbeitete; oder Marion Boyars in London, die mit John Calder, einem Freund und Verleger Becketts, in London einen kleinen Verlag besaß; ich könnte von Calder selber erzählen, der einmal im Jahr durch die Campus-Buchhandlungen Amerikas reiste und alle Musterexemplare in einem riesigen Paletot mit breiten In-

entaschen bei sich trug, so dass er sich kaum erheben konnte. Von Roberto Calasso und seinem Adelphi Verlag in Milano, der für mich der schönste europäische Verlag ist. Von Anne Freyer und Le Seuil; und den spanischen Freunden, von denen einer mich eine Stunde vor seinem Tod anrief, um sich für die schöne gemeinsame Zeit zu bedanken. Von den skandinavischen und den holländischen Freunden, die allesamt so viel von Literatur verstanden, aber auch gerne nach Deutschland kamen, weil sie ungestört einen trinken wollten. Ich hatte ja das große Glück, noch in einer Zeit arbeiten zu dürfen, in der es einen Unterschied gab zwischen Literatur und Unterhaltung und wo einem Autor von Gedichten noch nicht mitgeteilt wurde, man sei für Lyrik (das heißt: für Literatur) nicht zuständig, er oder sie solle sich an einen kleinen Verlag wenden. Überhaupt hätte ich von einer Zeit erzählen können, in der der Begriff »Konzern« nur in Büchern vorkam, aber das wäre eine Sozialgeschichte des Buchhandels geworden, die ich mir nicht zugetraut habe. Wenn ich jetzt manchmal an meinen Bücherregalen entlanggehe und auf den Rücken »Geschichte der Philosophie« in acht Bänden bei Ullstein Taschenbuch lese oder die zwanzig Bände »Anthropologie« bei dtv sehe, dann kribbelt es mir in den Fingern. Warum ist so etwas heute unmöglich, wo andererseits riesige Summen für drittklassige Romane und halbseidene Sachbücher ausgegeben werden, denen man schon von weitem ansieht, dass sie nach drei Monaten wieder vergessen sind. Aber das ist eine andere Geschichte, die andere, mit weniger Schaum vor dem Mund, schreiben müssen.

Und natürlich hätte ich, wenn ich Erinnerungen geschrieben hätte, von den Autoren sprechen wollen, dem Zentrum unserer Arbeit. Aber habe ich nicht schon einmal über sie alle geschrieben? In Vorworten und Nachrufen, in Sammelbänden und zu Preisverleihungen, zu runden Geburtstagen und anderen fröhlichen und traurigen Anlässen? Erzähl's noch einmal, bitte.

Aber dazu hätte ich in das Archiv des Verlages hinabsteigen und die Leitz-Ordner, die damals die Papierberge in Ordnung hielten, durchwühlen müssen – und dazu hatte ich keine Lust. Anders als in unserem Gewerbe üblich, hatte der Aufsichtsrat mir beim Ausscheiden keinen Katzentisch angeboten, was zu meiner Zeit noch selbstverständlich war: Als ich in den Verlag eintrat und in dem umgebauten Wohnhaus in der Kolberger Straße in Bogenhausen – einen Steinwurf vom Thomas-Mann-Haus in der Poschinger Straße entfernt – ein ehemaliges Badezimmer bezog, kam einmal in der Woche Herbert G. Göpfert vorbei, der damals schon Professor für Editions-kunde an der Universität war, um in der ehemaligen Toilette seine Fußnoten für den »kleinen« Mörike zu schreiben. Und der unvergessene Fritz Arnold, mein Vorgänger, der Mann mit der spitzen Nase und der spitzen Zunge, hatte bis weit über achtzig seinen Arbeitsplatz im Verlag (wo er mittags die »Abendzeitung« las und bei seiner Brotzeit nicht gestört werden wollte) und war besonders für die »Witwen« und andere schwierige Fälle zuständig (Esther Calvino, Rita Gombrowicz, Susan Sontag, um nur die Spitze eines Eisbergs zu nennen).

Aber ich hatte nicht einmal Zeit, mich über dieses seltsame Verhalten des Aufsichtsrats zu wundern, weil mich die Mitglieder der Bayerischen Akademie der Schönen Künste zu ihrem Präsidenten wählten. Ich gehörte dieser Institution schon länger an, war also oberflächlich mit ihrem Getriebe vertraut und ging mit Lust und dem im Verlag antrainierten Schwung an die Arbeit. Leider war meine Mutter nicht mehr am Leben, der ich nur zu gerne von dieser Ernennung berichtet hätte. Verlagsdirektor, Schriftsteller, Zeitschriftenherausgeber, das waren alles mehr oder weniger ordentliche, wenn auch etwas undurchsichtige Berufe, die man mit einigem Aufwand den Freundinnen und der Familie im Osten erklären konnte, aber Präsident war natürlich mehr, auch wenn es sich nicht um eine Akademie für Obstanbau

handelte, meine eigentliche Bestimmung, wenn es nach ihr gegangen wäre. Viele meiner Vorgänger, von Heinz Friedrich über Wieland Schmied bis zu Dieter Borchmeyer, waren mir gut bekannt, und bekannt war mir auch das Problem der Unterfinanzierung der Akademie, das schon auf vielen Tischen der sich ablösenden Kulturminister gelandet war. Manche Minister waren so kurz im Amt, dass man sich kaum ihre Namen merken konnte; nur eine Ministerin – die buchstäblich nach wenigen Wochen wieder abtreten musste – hat sich einmal in den großartigen Räumen in der Residenz blicken lassen, wo es die schönste Aussicht in München gibt. Es ist mir bis heute ein Rätsel, warum diese hellen Räume nicht genutzt werden. Die Akademie kann sie nicht nutzen, weil sie kein Geld hat, der Staat kann sie nicht nutzen, weil er sie nicht kennt. Einige Male im Jahr dringen herrliche Gerüche aus den unter der Akademie liegenden Räumen zu uns herauf, wenn nämlich der bayerische Ministerpräsident einen Empfang gibt: Dann zeigt man den Gästen die berühmte bayerische Gastfreundschaft. Wenn bei uns ein berühmter Künstler zu Gast ist, dann muss er sich sein Essen gewissermaßen selber mitbringen, weil im Haushalt nicht vorgesehen ist, dass Künstler Hunger haben. Warum die Akademie, in der unmittelbaren Nachkriegszeit unter prekären Umständen gegründet, vom Staat so wenig geliebt wird, bleibt ein Rätsel. Vielleicht hängt es damit zusammen, dass in Bayern Intellektualität traditionellerweise nicht besonders hoch im Kurs steht. Als in Deutschland um 1800 in einer großen Bewegung die bürgerliche Kultur entstand, kam keiner ihrer Protagonisten aus Bayern: Kein Goethe, kein Schiller, kein Kant und kein Hegel, kein Hölderlin und keine romantische Schule, auch Schopenhauer und Nietzsche haben einen Bogen um Bayern gemacht. In München war die Malerei zu Hause, und es wurde musiziert.

Einige der institutionellen Probleme der Akademie konnten wir lösen, die Hauptsachen blieben ungelöst. Zwei Perio-

den habe ich durchgehalten, ein drittes Mal wollte ich mich – obwohl mich fast alle der Kollegen dazu ermunterten – nicht zur Wahl stellen. Denn anders als in den anderen Akademien in Mainz, Berlin und Darmstadt, denen ich angehöre, gibt es in Bayern ein paar Mitglieder, die sich neben ihrer Kompositionsarbeit vornehmlich dem Aufbau von Intrigen widmen oder neben Romanen noch durch Artikel auffallen möchten, in denen sie dafür eintreten, Interna der Akademie-Sitzungen ausplaudern zu dürfen. Nichts für mich. Vielleicht gelingt es einem meiner Nachfolger, zusammen mit der Kulturbehörde die Idee der Akademie neu zu beleben. Sonst wird sie eines schönen Tages verschwunden sein.

Natürlich könnte ich alle diese Intrigen hier ausbreiten. Manche sind tatsächlich interessant, manche sogar brisant, und mit ein wenig Geschick würde ich vielleicht sogar ein kleines Skandalchen damit herausfordern können, die Androhung einer einstweiligen Verfügung, geschwärzte Zeilen, lautstarken Protest. Aber dazu habe ich nicht die geringste Lust. Man vergiftet sich nur selber, wenn man sich auf das Niveau dieser neuen Blog-Warte begibt. Wir haben jedenfalls große Abende in der Akademie erlebt, und das Essen danach haben wir gerne aus eigener Tasche bezahlt. Aber – wer soll die Geschichte dieser Höhepunkte lesen?

Ich könnte natürlich einiges von meiner Faszination für den sogenannten Jungen Deutschen Film erzählen, der in meiner Jugend die ästhetischen Fragestellungen beherrschte. Wenn man in Schwabing – ich wohnte damals in der Herzogstraße: Im ersten Stock des Hauses lebte der Regisseur Haro Senft, im Nebenhaus der Regisseur Volker Vogeler, ein paar Häuser weiter Uwe Brandner – auf die Straße trat, um eine Flasche Milch (oder eine Schachtel Zigaretten) zu holen, begegnete man unweigerlich den Protagonisten, den Schauspielern, Regisseuren, Dreh-

buchautoren (männlich und weiblich und so weiter), Cuttern, Produzenten und Komponisten, die es für ein paar Jahre fertigbrachten, den deutschen Film in aller Welt interessant zu machen. Bei Enno Patalas und Frieda Grafe traf ich François Truffaut, Jean-Luc Godard oder Douglas Sirk, der als Hans Detlef Sierck in Hamburg geboren wurde und Deutschland mit seiner jüdischen Frau verlassen hatte. Seine in Hollywood gedrehten Melodramen waren gerade nicht zuletzt durch den Zuspruch von Fassbinder wiederentdeckt worden, jetzt saß dieser feine alte Herr im Wohnzimmer von Enno und Frieda und erzählte mir in einer wunderbar klaren und reichen Sprache von seinem Philosophiestudium bei Ernst Cassirer und vom Seminar bei dem Kunsthistoriker Erwin Panovsky, als sei es gestern gewesen. Frieda und Enno übersetzten dann auch das erste Filmbuch für Hanser, Truffauts »Mr. Hitchcock, wie haben Sie das gemacht?«, dem viele andere folgten. Peter W. Jansen und Wolfram Schütte gaben die Reihe Film bei uns heraus, in der der Junge Deutsche Film als Teil des internationalen Films seinen Auftritt hatte: Achternbusch, Kluge, Fassbinder, Schlöndorff, Reitz, Wenders und die anderen standen nun in einer Reihe mit Cassavetes, Polanski, Bergman, Chabrol oder Coppola; wir verlegten erste monografische Bücher wie Peter Buchkas »Wim Wenders«, die Bücher von Werner Herzog und Ingmar Bergman (der damals wegen eines Streits mit der schwedischen Steuer in München lebte), Eric Rohmer und Bresson; aber auch Untersuchungen zur Geschichte und Ökonomie des Films und die wichtigsten theoretischen Studien zum Film, von Rudolf Arnheims Arbeiten bis zu einer vielbändigen Eisenstein-Ausgabe oder die Geschichte des Films im Dritten Reich. Wir waren zu dem deutschen Filmverlag geworden, und natürlich blieb es nicht aus, dass nicht nur meine editorischen, sondern auch meine schauspielerischen Fähigkeiten gesucht waren. Ich konnte also davon erzählen, wie ich in Bernhard Sinkels erstem Film,

»Clinch«, die Hauptrolle übernommen habe (mit Hannelore Elsner in einer Nebenrolle), in fast allen Filmen von Uwe Brandner aufgetreten bin (wenn auch nicht in tragenden Rollen), mit Flori Furtwängler Drehbücher geschrieben habe, die dem Bayerischen Rundfunk zu riskant waren, mit Johannes Schaaf über die Rolle des Gottfried Benn verhandelt habe (der Film wurde nach meiner Absage nicht gedreht) und bei Ula Stöckl meine begrenzten Fähigkeiten zeigen durfte. Aber die große Geschichte des Jungen Deutschen Films (in der ich als Darsteller eine, als Lektor mehrere Fußnoten beanspruchen darf) sucht noch nach einem guten Chronisten. Gott sei Dank haben meine Freunde Volker Schlöndorff, Werner Herzog und Edgar Reitz ordentliche Autobiografien veröffentlicht; Fassbinder hat seinen autobiografischen Roman, über den wir einen Vertrag geschlossen hatten, nicht mehr schreiben können. Mehrfach habe ich den Produzenten Günter Rohrbach, der wunderbar schreiben kann, aufgefordert, seine Geschichte mit dem Film aufzuschreiben; seine Antwort lautete immer: Wenn ich mal neunzig bin und keine Filme mehr produzieren kann. Jetzt ist er vierundneunzig und hat immer noch nicht angefangen.

Ich könnte natürlich auch von dem Nebeneinander von sehr verschiedenen Lebensstilen erzählen, die in München aufeinanderprallten. Hier das leichte Leben, das sogenannte Schwabinger Gefühl, das sich über die dreißiger Jahre und die Nazi-Zeit hinweg erhalten hatte und in den sechziger Jahren gerade dabei war, sich zu verflüchtigen. Und daneben das »neureiche« München, das der Regisseur Helmut Dietl aufs Korn genommen (und unsterblich gemacht) hat. Auf der anderen Seite das »schwere« Bayern, die schweißnassen Tiraden von Franz Josef Strauß, der schreckliche Kreis um die »National-Zeitung« des Gerhard Frey oder die ekelhaften Auslassungen des Franz Xaver Schönhuber, der die Manieren, die ihm in der Hitler-Jugend und als NSDAP- und SS-Mitglied beigebracht worden waren,

unverblümt bis in den Bayerischen Rundfunk getragen hatte, wo er stellvertretender Chefredakteur wurde. Mit der Veröffentlichung seiner Memoiren hat er sich dann um Kopf und Kragen geredet, aber als Chef der »Republikaner« einen neuen Wirkungskreis erhalten. Der Bayerische Rundfunk hat ihn schließlich entlassen (müssen), aber seine Pension weiter bezahlt. Keiner hat sich gewundert, als er nach dem Brandanschlag auf eine Synagoge in Lübeck behauptete, der damalige Präsident des Zentralrats der Juden, Ignatz Bubis, sei für den Antisemitismus in Deutschland verantwortlich. In dieses Kapitel gehört auch der »Fall« von Hans Egon Holthusen, von dem es in Wikipedia heißt: »H. war ein deutscher Lyriker, Literaturwissenschaftler, Essayist und Kritiker.« Die englischsprachige Eintragung hat den Tätigkeitskreis um eine Nuance erweitert: »H. was a German Nazi, lyric poet, essayist and literary scholar.« Holthusens Erinnerungen an die große Zeit hat er – freiwillig – in einem Essay bekannt gemacht, den er im »Merkur« veröffentlichte, der »Zeitschrift für europäisches Denken«, die von meinem Freund Hans Paeschke herausgegeben wurde. Karl Heinz Bohrer, der einmal sein Nachfolger werden würde, und ich hatten ihn den »Eichelhäher« getauft. Eichelhäher sind Singvögel und gehören bekanntlich trotz ihres bunten Gefieders zur Familie der Rabenvögel, sie sind über ganz Europa verbreitet, und obwohl sie häufig Opfer von Nesträubern sind, ist ihr Bestand nicht gefährdet. Hans Paeschke konnte nicht wirklich singen, aber als solider Raucher, der sich lebenslang vergeblich das Rauchen abgewöhnen wollte, konnte er prächtig krächzen. Die Redaktionsräume waren in einer Wohnung in einem Haus in der Aimmillerstraße untergebracht, ganz in der Nähe von Enno Patalas, der mit Frieda eine große Altbauwohnung bewohnte, und dem Haus, in dem Rilke die Jahre vor seinem Weggang in die Schweiz verbracht hat. Der Eichelhäher hatte immer Probleme, das war seiner Zeitschrift eingeschrieben. Wenn ich am Abend

mit dem Fahrrad durch den Englischen Garten nach Hause fuhr, machte ich manchmal einen Sprung zu Paeschke hinauf, im Sommer trafen wir uns in einem Gartenlokal an der Ecke oder rauchten eine Zigarette auf einer Bank im nahegelegenen winzigen »Park«. Er seufzte, inhalierte, seufzte – und dann kam eine langwierige Beschreibung einer verkorksten Situation, für die er eine Lösung suchte. Denn der Liberalismus, für den die Zeitschrift bekannt war, hatte seine Grenzen, wenn ein Autor es ablehnte, mit einem anderen im gleichen Heft zu erscheinen. Nach der Veröffentlichung von Holthusens Bekenntnis war es natürlich schwer, Jean Améry zu halten, andere wollten nicht mit Arnold Gehlen in einem Heft erscheinen, alles war immer »delikat« und verlangte lange Erklärungen in Briefform, die er gewissermaßen mit mir probte. Die schematische Einteilung links/rechts wollte er natürlich nicht akzeptieren, einzig und allein der »europäische Geist« zählte, die Haltung und die Qualität. Außerdem hatte der Eichelhäher die für manche Autoren unangenehme Eigenschaft, jeden Beitrag nach seiner Façon heftig zu redigieren, so dass mir einer seiner Autoren einmal sagte, eigentlich müsste über allen Beiträgen im »Merkur« stehen: Von Hans Paeschke unter Mitarbeit von ... Das ist natürlich übertrieben, aber sein Ringen mit dem Komma nahm gelegentlich komische Formen an. Alles in allem aber war der »Merkur« damals die beste intellektuelle Zeitschrift in Deutschland, weshalb ich gerührt war, als der Eichelhäher mich als Redakteur unter der neuen Herausgeberschaft von Karl Heinz Bohrer vorschlug. Ich fuhr nach Stuttgart und wurde von Ernst Klett unter die Lupe genommen, es folgten endlose Sitzungen in der Ainmillerstraße und den Lokalen in der Umgebung, in denen mir eingeschärft wurde, wie ich mich zu verhalten hätte, welche Autoren welche Behandlung erwarteten, welche man kurzhalten sollte und welche eine Extra-Portion Honig brauchten, und wenn wir den Eichelhäher endlich wieder bei seinen Papieren abgeliefert

hatten, sagte Bohrer in seiner lakonischen Art: Damit das ganz klar ist: Keiner dieser Ratschläge wird befolgt!

Aber ich wollte meine Arbeit bei Hanser nicht aufgeben, und so wurde es nichts mit mir bei der »Zeitschrift für europäisches Denken«, die dann – nach einer Zwischenherausgeberschaft des pragmatisch-klugen Hans Schwab-Felisch – von Karl Heinz Bohrer und Kurt Scheel geleitet wurde. Typen wie den Eichelhäher gibt es leider nicht mehr (oder kaum noch) in der intellektuellen Szene, Asketen, die von Zigaretten und Rotwein leben, grundsätzlich unglücklich verliebt sind, dafür aber tagelang glücklich strahlen, wenn sie wieder einen aufsehenerregenden Artikel in ihrem Blatt haben.

Ich könnte ein wenig von Christian Enzensberger erzählen, damals Professor für Anglistik an der LMU, der mit seinem Freund Giuseppe in einem Häuschen an der Bahnstrecke nach Tölz wohnte, von den Indianern, die bei ihm im Keller lebten und eigentlich Inder waren und dort nicht sein sollten; von Christians eigenwilliger Naturphilosophie, die immer verrückter wurde und seinen ganzen Einsatz erforderte: wie er stundenlang am Ufer der Isar auf einem Bein stand und in den Himmel starrte – aber Christian und sein Weg von einer materialistischen Ästhetik zu einer »experimentellen« Naturphilosophie unter besonderer Berücksichtigung seiner eigenen experimentellen Lebensweise erfordern ein eigenes Buch. Er war einer der klügsten und schrägsten Menschen, die mir begegnet sind; wenn Giuseppe guter Laune war, bin ich zweimal in der Woche zum Essen bei ihnen gewesen, war er in trüber Stimmung, war es besser, das Haus zu meiden: Der sanfte Giuseppe konnte entsetzlich wütend werden. Nach Giuseppees Rückkehr nach Italien gründete Christian eine Wohngemeinschaft in der Tengstraße. Dort traf ich oft seine unglaublich freundlichen Eltern: den schweigsamen, immer lächelnden Vater, der mit meinem

Vater das Postscheckamt in Nürnberg aufgebaut hatte, und die liebe Mutter, die von den unglaublichen Eskapaden ihrer Söhne berichtete: Stell dir vor, der Uli hat das und der Martin hat jenes gemacht, der Christian hat mal wieder etwas nicht gemacht, und der Mang wollte etwas tun, ist aber verschwunden und so weiter, sie hatte viel zu tun, das Leben ihrer vier Söhne zu überblicken.

Ich könnte die Geschichte des Dichters und »Hochstaplers« Carl Werner erzählen, aber auch sie bräuchte eigentlich ein eigenes Buch. Kein Mensch wusste, wer er war. Er wohnte mit seinem Freund, Apotheker bei der Bundeswehr, in einer riesigen Wohnung in der Isabellastraße, deren Balkone von einem natürlich »weltberühmten« Pflanzenkenner ausgestattet waren: Da hockte er und redete buchstäblich unverständliches Zeug über den mangelnden »Dienst an sich«, die »Pflicht« und ähnliche große Probleme, schrieb pathetische Gedichte über den Krieg und das Unglück – und half anderen Menschen: Wer in Not war, ging zu Carl Werner, über den hinter vorgehaltener Hand gemunkelt wurde, er sei ein unehelicher Spross der Hohenzollern. Gelegentlich gab es eine große Diskussion in seiner Wohnung in Schwabing, wo die unlösbaren Fragen der Gegenwart beantwortet wurden.

Einmal rief mich der (marxistische) Philosoph Ernst Fischer aus Wien an, er solle bei einem gewissen, ihm völlig unbekanntem Carl Werner einen Vortrag halten, ob ich eine Ahnung hätte, wer das sei, das Honorar sei so üppig, dass er eigentlich nicht nein sagen könne. Und dann rief Carl Werner an, ob ich seinen alten, lieben Freund Fischer vom Bahnhof abholen könne, ein entzückender Mensch, ein ganz edler, entzückender Mensch, an dem wir alle eine große Freude haben würden. Ich holte Fischer vom Bahnhof ab, der buchstäblich keine Ahnung hatte von Carl Werner, nie gehört, wir fuhren in die Isabellastraße, Carl Werner öffnet die Tür und umarmt buchstäblich mit Tränen in den

Augen seinen alten, lieben Freund, der alles völlig verdattert mit sich machen ließ. In der Wohnung saßen auf von Carl Werner selber mit schwarzem Kunststoff bezogenen Bänken Christian Enzensberger und Kuno Raeber, Horst Bienek und Ivan Nagel, der Philosoph Arnold Metzger, dessen Frau eigens gebackene Kekse mitgebracht hatte, und Werner Vordtriede, Wolfgang Koeppen und Reinhard Baumgart, aber auch Menschen aus der Industrie wie Herr Rodenstock oder berühmte Gewerkschaftsführer aus Bonn, insgesamt vierzig oder fünfzig Menschen, die alle mit rotem Wein aus Fünfliterflaschen bewirtet wurden. Und da damals noch geraucht werden durfte und Carl Werner der gierigste Raucher war, hörten wir schließlich nur noch die nicht besonders originellen Ausführungen von Fischer – Beckett ist der Dichter der entfremdeten Welt –, der selber hinter einer Rauchwand verschwunden war. Entzückend, entzückend! Das waren die letzten Worte, die Ernst Fischer mit auf den Weg bekam, als ich ihn endlich in seine Pension bringen konnte.

Die Geschichte der Autorenbuchhandlung könnte ich erzählen – und da ich der letzte Überlebende der Gründungsmitglieder bin, könnte mir auch keiner widersprechen. Aber wer will diese Geschichten um Inge Poppe und Paul Würhr, Jörg Drews und Peter Laemmle, Martin Gregor-Dellin, Barbara König und Jürgen Kolbe, Fritz Arnold und Christoph Buggert, Tankred Dorst und Günter Herburger noch einmal hören? Ich sehe keinen, der den Finger hebt, also lasse ich es.

Den großen schizophrenen Dichter Harald Kaas kennt leider keiner mehr, den sollen andere wiederentdecken; über Wolfgang Bächler habe ich mindestens zehn Nachworte und Artikel geschrieben, aber es hat alles nichts genützt: Er hat keinen Literaturpreis erhalten und war Mitglied keiner Akademie. Über Hermann und Hanne Lenz ist viel geschrieben worden, gelesen wird er nicht mehr. Ich könnte erzählen, wie ich mit Laszlo Glozer im Sommer das Haus von Hille und Reinhard